

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **14 (1924)**

Heft 20

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637151>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 20 — XIV. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 17. Mai 1924

Es Meiestöckli.

Von Martha Pfeiffer-Surber.

Es Meiestöckli häsch mer 'gä;
Vor Zite häsch mer's bracht.
Es Bändeli drum, es Briefli drin —
Wie glückli hät's mi gmacht! —

Und 's Meiestöckli hät mer blüeht
Mit Rösli dunkelrot.
Doch eismal falled Träne druf,
— Ha gmeint, mi Lieb sig tot. —

Und 's Meiestöckli isch verwelkt,
Blos Stil und Dorne dra.
Has nüme bsorgt, ha nüme gluegt,
Has schier vergässe gha. —

Es chunt de Früehlig über's Land,
I lueg zum Seister us.
Was gsehn i det? Mis Stöckli grüent
Und blüeht ja vor em Hus! —

Da chlopft mer's Härz und voller Freud
Mueß i en Juchzer tue...
Im Meiewind, i stiller Nacht
Grüent wider d'Lieb derzu. —

...

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen.

Kulturgegeschichtliche Novelle von Adolf Böglin.

15

Wieder schlug die Nachtigall. Beide schwiegen. Auch der Fluß rauschte leise empor. Und so schwebte das sehnsuchtsvolle Lied aus der Wildnis auf dem Wellengeflüster des Wassers in den stillen Klostergarten herüber wie eine Menschenseele auf Engelsflügeln hinauf in die Ruhe des Himmels.

Die beiden Geistlichkeiten waren aber zu voll von verlangendem Leben, als daß sie das Lied so gleichgültig ruhig aufnahmen, wie die himmlischen Scharen die Seele eines Abgestorbenen. In der Brust des Petrus trieb ein bestimmter Wunsch seine heißgährenden Wellen; Magdalenas Herz aber war voll von unklarem Sehnen und Wollen, ein elementares Gewoge, das in vulkanischen Empörungen sich äußern mußte. Ein Vogel Lied, eine drückende Luftwelle konnte die furchtbarste Wallung erzeugen, wie ein leiser Ruf die verheerende Lawine weckt. So wogte denn ihr Busen unstill, sie wußte nicht warum, beim schluchzenden Ruf der Nachtigall; sie mußte in den Sessel zurücklehnen, um freier Atem zu schöpfen. Nicht mit weltflüchtigem Schmerz, wie ein kranker Dichter es über schwächliche Herzen vermag, erfüllte des Tieres süßer Gesang ihre Seele, nein! selbst Sehnsucht erregte er in ihrem Innern, ein ganzes Meer von Sehnsucht, das mächtig gegen seine Ufer schlug. Weß freute sich die Nachtigall? Des Zweiges, auf dem sie saß; des Würmchens, das sie nach eigenem Belieben mit ihrem Schnabel quetschte, und des Weibchens, das sie mit eigener Niede zu loden verstand. Sehnsucht nach irdischem Besitz,

nach freier Wahl zu sichtbarem Zweck... Liebe, Freiheit! so rief es in ihr. Sie konnte sich nicht mehr halten, erhob sich vom Sessel, eilte zur Tür und öffnete. Der Abt, höchlich verwundert ob dem seltsamen Gebaren seines Gastes, erhob sich ebenfalls. Kaum hatte sie jedoch die Schwelle betreten, blieb sie wie festgebannt stehen, mit der Schulter am Pfosten lehrend und mit dem Ohr in die Dämmerung hinauslaufend. Von einem offenen Doppelfenster des Hospitiums, wo des Klosters männliche Gäste ihre treffliche Unterkunft hatten, drangen kräftig gedehnte Geigentöne herab, voll großer, tröstlicher Ruhe; dann schwellen sie ab und klangen aus in ein leises, ergreifendes Flehen, als ob der Spielende zu Füßen einer göttlichen Jungfrau läge.

Die Nachtigall schwieg, auch sie lauschte. Der Abt drängte sich vor, um hinauszuspähen nach dem im Dunkel verblissenden Kloster. Doch war er zu schwachsichtig, um im Fenster des Hospitiums eine Gestalt in bloßen Armen und schwarz wallenden Loden zu erkennen.

„Das ist wohl der Bruder Martin, der die Jungfrau um Verzeihung für seine männlichen, aber uninnöthigen Sünden fleht. Dem tut's Not. Doch scheint ihm eine neue, herrliche Muse den Bogen zu führen.“

„Nein, Bruder, das ist unser Hansjakob!“ erwiderte die Abtissin gelassen.

„So, unser Hansjakob?“

Nun tönte es, als ob dem Geiger die Bitte wäre abgeschlagen worden. Er fing an zu schmeicheln, zu loden

und steigerte endlich sein Spiel zu heißer Liebeswerbung; man hörte mutiges Bitten, wildes Verlangen, trokige Antwort, kalte Verweigerung; da schwang sich das Spiel auf zu gewaltiger Leidenschaft und die Geige entfesselte einen rasenden Sturm von Tönen, der alle Besonnenheit und jeden Vernunftgrund des liebenden Gegners zu Boden warf.

Magdalena hielt sich die Brust, die zu zerspringen drohte. Der Abt sah es mit knirschendem Ingrimm und wollte sie dem bezaubernden Spiele entführen. Sie aber lehnte ab: „Einen Augenblick nur noch; unsere Schritte würden den Spieler nur stören; er würde schweigen, wie die gestörte Nachtigall.“

„Ihr seid von zarter Rücksicht, Schwester!“

„So gehen wir!“ sagte sie scheinbar gleichgültig. Er aber wollte nicht ungalant scheinen und bat sie nun, zu bleiben, da die Phantasie bald zu Ende sein müsse. Wirklich, der Sturm schien doch abgeschlagen worden zu sein; statt fröhlichen Siegesjubels schien die Erde sich aufzutun, ein Sarg wurde in die Tiefe gesenkt, dem das dumpfe Gepolter der Schollen folgte, Menschenstimmen wehklagten, tiefe Trauertöne erklangen, die erst allmählig wieder von sicherer Freude getragen wurden, als wollten sie bedeuten, daß das Seelenglück des Werbers nicht von der Erfüllung eines gewöhnlichen irdischen Wunsches abhängt, sondern sich gründet auf ein himmlisches Können und die Wiedergewinnung des Selbstvertrauens: der Spielende mußte ein Künstler sein. Dann schloß das Spiel mit dem tröstlichen Andante, mit dem es begonnen, einem ergreifenden Ausdruck inneren Behagens an Erdschönheit und Künstlerglück.

Die Phantasie war verklungen und noch horchte Magdalena hinaus, als müßte ihr Ohr die letzte verschwommene Klangwelle schlürfen. Der Abt traf Anstalt, den Pavillon zu verlassen. Sie kümmerte sich nicht darum. Da erfaßte ihn jähe Eifersucht.

„Was braucht sie denn dem Gaukler da droben wie versteinert zu lauschen?“ dachte er grimmig und überschritt die Schwelle. Erst jetzt erwachte sie aus ihrer Träumerei; ein tiefer Seufzer — dann folgte sie dem Abt, der es eilig hatte und sie außerhalb der Klausur an den Offizinen und Scheunen vorbei nach dem Weiberhaus geleitete.

„Könnte ich nur diesen Hansjakob los werden, könnte ich ihn nur vergiften, wie er mein Täubchen vergiftet!“ dachte er grollend bei sich, als er seiner Wohnung zuschritt. „Aber was würde dann aus dem so herrlich begonnenen Chorsthuhlwurf?“ raunte ihm der Kunstliebhaber zu. „Am Ende machen wir einen Mönch aus ihm; da läßt er mir die Aebtissin in Ruhe und schnitzt dafür unsterbliche Chorsthühle! Eia, wieder einmal zwei Fliegen auf einen Klaps!“ Zufrieden mit seinem furchtbarlichen Einfall setzte er sich zur Abendtafel.

Der Vater Cellarius strengte sich an, den strengblickenden Abt durch kräftige Scherze zu erquicken, und nach kurzer Zeit schämte sich dieser seiner Eifersucht auf den Meister, der so harmlos und still am Abendtisch saß. Seine Eifersucht war überhaupt einer Quelle in fettem Boden zu vergleichen, die nur bei anhaltendem Regenwetter fließt und beim ersten Sonnentag wieder versiebert. Trübe Zeiten hatte der Abt nun allerdings. Väterliche Ob Sorge um die Schwester Magdalena; Handel mit dem Bürgermeister; ein-

laufende Klagen von seinem Anmann in den Wettinger Häusern zu Zürich über böswillige Absperrung des Brunnwassers in den dortigen Besitzungen des Klosters; Drohungen des Nuntius in Luzern, bei dem sich die Brüder über die allzu strenge Behandlung von Seiten des Abtes bitter beklagt und auf Untersuchung gedrungen hatten; daneben beschäftigten ihn noch die Bauten. Unterhandlungen mit dem König von Frankreich; auch in Schwerters Angelegenheit, hatte er sich gemischt, weil die von ihm in Baden eingesetzten Pfarrer durch denselben beleidigt worden waren. Der Kummer jedoch, der am tiefsten saß, war die zu verlangende Sühne für die Ordenslästerung durch die Zürcher. Für den Hexenkessel aber, in welchem alle diese Sorgen brodelten und dämpften, hatte er auch bereits ein Ventil erdacht, von dem er sich große Erleichterung versprach. In den nächsten Wochen sollte eine große Prozession stattfinden, behufs Einverleibung einer Reliquie in den Heiligenschatz der Kirche, welche Reliquie er vom Domkapitel zu Solothurn erhalten hatte. Der Nuntius war schon dazu eingeladen und sollte zur Veröhnung festlich traktiert werden. Die Brüder sollten einen fröhlichen Tag erhalten, Magdalena die allerhöchste Jungfrau Maria darstellen und so durch ihre eigene Ehrenstellung und die Pracht der kirchlichen Festlichkeit von ihren weltlichen Schwächenanwendungen geheilt und ganz dem Kloster zurückgewonnen werden; Hansjakob war bestimmt, als Dekorateur Ruhm für sich zu ernten, wodurch der Abt Begeisterung und Zuneigung zum sorglosen Mönchsstand in ihm zu erwecken verhoffte.

Mittlerweile suchte er die Aebtissin, so gut es ging, zu zerstreuen, zugleich aber hielt er sie zu regelmäßigen Andachtsübungen an und bestellte ihr einen besonderen Beichtiger, welcher ihr in der äußeren Klostermauer angebauten St. Annakapelle — für die vielen außerhalb der Klausur wohnenden Angehörigen des Klosters errichtet — die Schuldbekennnisse abnahm. Und wie denn in vielen Fällen Kleider Leute machen, so veranlaßte er sie, das in Baden getragene halbweltliche Gewand und damit auch die weltlichen Anwandlungen abzustreifen und die vollständige Eisterzierserimenttracht wieder zu tragen, auch aus dem Grunde, weil er sich scheute, mit einer fast weltlich gekleideten Frau im Lande herum zu reisen, als ob er auf der Brautfahrt wäre. Bald führte er sie auf den Sennhof, ein Lusthaus hoch oben auf dem breiten Rücken des Heitersberges gelegen, von wo er ihr die weite Gegend zu zeigen liebte, über die sich Wettingens alte Gerichtsherrschaft ausdehnte: die Dörfer Wettingen, Würenlos, Neuenhofen, Kilwangen, Spreitenbach, Dietikon, Schlieren, Starentschwyl, das Limmatthal hinauf bis fast nach Zürich und das Tal hinunter bis an die Brücke zu Baden. Ertragreiche Güter, die dem Kloster gehörten, waren bis weit ins Zürcher Gebiet hinein sichtbar; denn allein in jenem Gebiet hatte nach unserem Geldmaß Wettingen mehr als eine halbe Million steuerbares Vermögen. Der Abt hatte eine Freude daran, ihr die Güter zu beschreiben und ihre Lage anzudeuten, obschon er sie selber mit seinen geschwächten Augen nicht sah. Bequem, leicht zu Fuß zu erreichen war das andere Lusthaus „Auf dem Blied“ bei Würenlos. Seine Keller waren gespickt mit vollen Fässern, der Verwalter trug Sorge für gutes Flügelvieh; und wenn nicht die helle, weite Land-

schaft mit der Aussicht auf die blinkenden Schneeberge für gemüthliche Heiterkeit gesorgt hätte, so hätte es den köstlichen Firneweinen gelingen müssen. Gewöhnlich wurde zu diesen Fahrten und Erholungsgängen auch Meister Hansjakob eingeladen, weil Petrus wohl wußte, daß der Künstler der lebendigen Anschauung und des menschlichen Verkehrs bedurfte, wenn seine Schöpfungen wahr und lebensvoll ausfallen sollten. Während dann der Abt und der Pater Sekretarius ihre Geschäfte besorgten, blieben Magdalena und Hansjakob zusammen, sie immer in teilnahmevollem Gespräche mit ihm, wenn er neue Motive ausfindig gemacht hatte und sie nach ihrem Urtheil fragte.

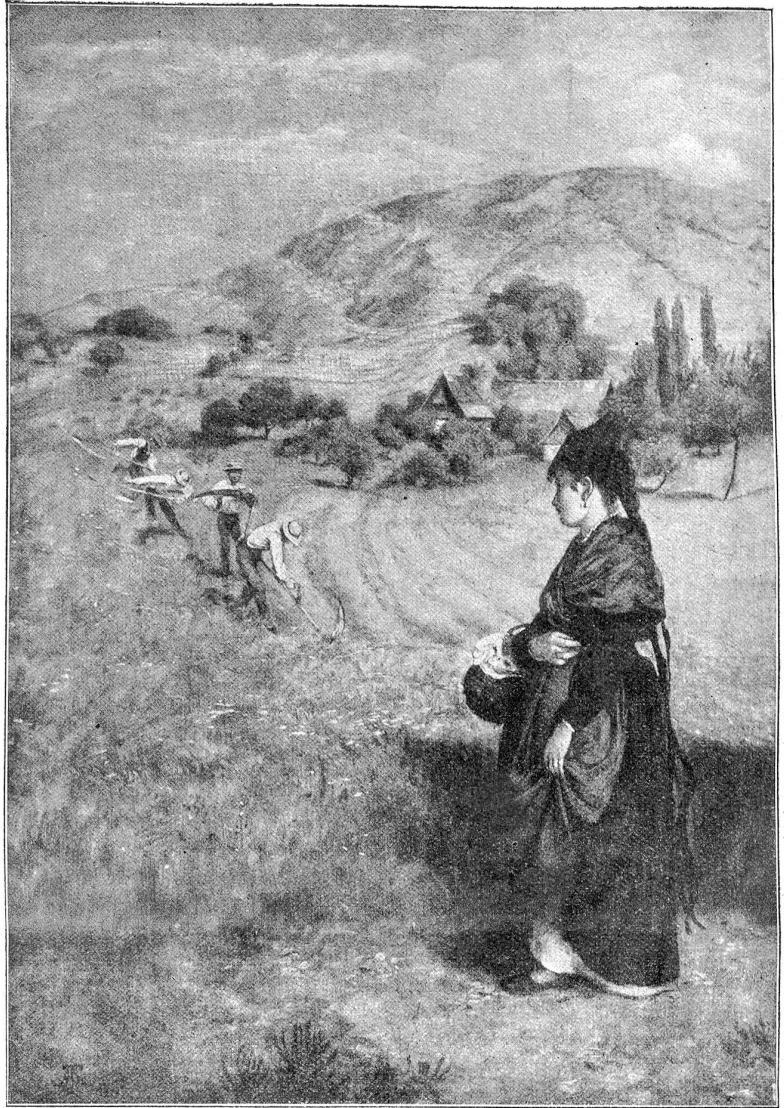
X.

Eines Tages wurde der Abt in seiner Eigenschaft als Gerichtsherr nach Würenlos gerufen. Der Verwalter eines dem Spital in Zürich gehörenden Hofes, der dem ganzen Dorfe Hengst und Hahn, Geisbock und Gänserich stellte, beklagte sich, daß einer der Bauern ihm den Zehnten nicht abliefere. Nach dem Gesetze sollte er von den Bauern für die Leistung jener Männlichkeiten „für ein Füllen je vier Heller erhalten; je das zehnte Hühnlein, wenn es auf den dritten Seigel fliegen konnte; je das zehnte Gänselein, wenn es Gras abrupsfen konnte, ohne dabei auf das Steißlein zu fallen“ usw. Ein Geizhals hatte schon beim letzten Zehnttag nur einige schwächliche Kreaturen abgeliefert, die elendiglichem Absterben nahe waren; diesmal schickte er einen Knecht mit der Ausrede, seine Gänselein und Hühnlein könnten noch nicht fliegen; er zahle für diesmal keinen Zehnten; es sei, als ob des Verwalters Hahn und Gänserich eine Krankheit in seinen Hof gebracht hätten; das neue Geschlecht zeige allerlei Gebrechen und wolle gar nicht gedeihen. Nun sollte ein Augenschein stattfinden durch zwei Gerichtsherren aus dem Dorf und den Abt. Magdalena und Hansjakob begleiteten ihn.

Der Bauer machte eine mürrische und unglückliche Miene, tat, als ob er einen gerechten Zorn gegen den mißtrauischen Verwalter hege und brachte seine alten Behauptungen vom Verderbnis des jungen Federvolkes von neuem vor. Zunächst wurde nun der vergiftete Hühnerhof gemustert. Ein Knecht des Verwalters trat hinein, suchte mit seinem Stelken die jungen Vögel zum Fliegen zu veranlassen und verscheuchte sie von einem Winkel in den andern; allein zum Auffliegen brachte er sie nicht. Ein in die Höhe von drei Seigeln erhobenes, mit Korn bestreutes Brettchen vermochte sie ebenfalls nicht anzulocken; die Tiere reckten wohl die Flügel, erhoben sich ein wenig über den Boden, allein das Brett erreichten sie nicht. Da war nichts zu machen; nach dem Buchstaben des Gesetzes mußten die Gerichtsherren den Bauer als zehntenfrei beurteilen. „Oder, was meint Ihr, Meister?“ fragte der Abt unter Lächeln den Begleiter Magdalena, die erstaunt dem Treiben zusah.

„Es scheint mir nicht alles lauter zu sein!“

„Ei, Meister, seit wann seid Ihr denn mißtrauisch?“ Und die Gerichtsherren samt Gefolge wandten sich zur Gänsewiese.



Hans Thoma: Feuernte.

Neues Erstaunen. Die Gänselein hatten ihre liebe Not, das kurze Gras abzurupsfen und mußten mit ihren Füßen patzig weit auseinander greifen, um Hals und Schnabel genügend senken zu können. Immer schleppten sie ihr Hintersteil auf dem Boden nach.

„Ach, die armen Tierchen!“ rief Magdalena bedauerlich aus.

„Ja, seht, ehrwürdigster Herr Abt, das ist die Krankheit, mit welcher der Gänserich des Spitalmeiers meine Gänse verseucht hat; das ist die verfluchte Seuche; der Spital sollte gezwungen werden, einen andern Hahn und einen andern Gänserich zu halten.“

„Etwas muß wohl daran wahr sein; der Augenschein beweist, daß Ihr mit Eurer Zehntenverweigerung Recht habt, Bauer!“

Der Abt wollte die Angelegenheit nicht weiter untersuchen, da die Bauern schon ohnehin ihm feindlich gesinnt waren, weil das Kloster ihnen und den Bäckern, Schmieden und Wirten der Umgebung beinahe allen Verdienst durch bessere Kultur des Bodens und Errichtung von Berufswerkstätten und Wirtschaften vorwegnahm.

(Fortsetzung folgt.)